

Hubert Laitko

Conrad Grau und die Akademiegeschichtsschreibung

Die Arbeit des Osteuropahistorikers Conrad Grau wurde im wesentlichen innerhalb der Fachgemeinschaft wahrgenommen, sie war gleichsam eine bestimmende Größe seines internen wissenschaftlichen Profils. In der breiteren Öffentlichkeit, vor allem innerhalb der Akademie und in ihrem Umkreis, sah man ihn weitgehend oder ausschließlich als Akademiehistoriker. Seine langfristig erarbeitete Kompetenz und Autorität als Kenner und Erforscher der Akademiegeschichte wurde spätestens mit dem dreibändigen Werk *Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus* zu einer innerhalb der Akademie von den Vertretern unterschiedlichster Fachgebiete und auch über ihre Grenzen hinaus fest registrierten Tatsache. Mit dem Paukenschlag dieser Edition lag auf der Hand, dass Conrad Grau und sein Team in der DDR in allen Fragen der Akademiegeschichte die erste Adresse waren. Zwar firmierte Akademiemitglied Leo Stern¹, der 1969 vom Präsidenten Hermann Klare zum Direktor der neu gegründeten Forschungsstelle für Akademiegeschichte berufen worden war, formell als Leiter der Arbeiten und Verantwortlicher für die Gesamtedaktion, aber die Seele des Unternehmens war zweifellos Grau. Das dreibändige Werk war eine Gemeinschaftsleistung der Forschungsstelle, zu seinem Zustandekommen trugen Liane Zeil, Wolfgang Schlicker und Conrad Grau gleichermaßen bei, und es wäre weder legitim noch auch nur möglich, aus dem intellektuellen Resultat den persönlichen Anteil von Grau herauszupräparieren.

Der gesamte Text war Resultat eines kollektiven Arbeitsprozesses; in diversen Bearbeitungsstufen wurde er sowohl innerhalb des Teams, zwischen den Autoren und Leo Stern als auch mit externen Beratern immer wieder diskutiert, bis man ihn für veröffentlichungsreif erachtete. Die Arbeiten erfolgten mit einem weiten Zeithorizont, der mehrere Diskussions- und Überarbeitungsrunden einschloss, wobei die multidisziplinäre Kompetenz der Akade-

1 Conrad Grau: Leo Stern (1901 bis 1982). In: Wegbereiter der DDR-Geschichtswissenschaft. Biographien. Hg. von Heinz Heitzer, Karl-Heinz Noack und Walter Schmidt. Berlin 1989, S. 318-340.

mie in erheblicher Breite und auf einem hohen Niveau genutzt wurde. Die erste Fassung des Manuskripts wurde dem Akademiepräsidenten bereits zum Leibniz-Tag 1971 überreicht. Daraufhin wurden einerseits im Zentralinstitut für Geschichte im Auftrag seines Direktors Horst Bartel von den Historikern Fritz Klein, Wolfgang Ruge, Joachim Petzold und Dietrich Eichholtz ausführliche Gutachten vorgelegt; andererseits berief Präsident Klare eine zeitweilige Kommission für die Arbeiten an der Akademiegeschichte, die aus den Akademiemitgliedern Manfred Buhr (Philosophie), Heinrich Grell (Mathematik), Robert Rompe (Physik), Heinrich Scheel (Geschichte), Wolfgang Schirmer (Chemie) und Hans-Jürgen Treder (Physik) bestand. Über den Präsidenten wurden zudem von ausgewiesenen Vertretern zahlreicher Disziplinen weitere Stellungnahmen und Vorschläge erbeten². Damit floss ein beträchtliches Maß kollektiven Sachverständes in das dreibändige Werk ein. Stern meinte, dass ohne diese vielfältige externe Mitwirkung wesentliche Aussagen des Werkes gar nicht möglich gewesen wären: „Die kritischen Stellungnahmen und die bisherige Zusammenarbeit haben die vorliegende Fassung der Akademiegeschichte in bestimmten Aussagen erst ermöglicht“³.

Es war von entscheidender Bedeutung für das Ausreifen des akademiehistorischen Profils Graus, dass er sich diesem Gegenstand nicht als „Einzelkämpfer“ widmen musste, sondern reichlich zwei Jahrzehnte lang Gelegenheit hatte, in einer kleinen, aber eng kooperierenden Gruppe zu arbeiten. Dabei waren bei der Arbeit an den drei Bänden die Gewichte unterschiedlich verteilt. Für den ersten (1900 bis 1917) zeichnete Grau als Autor, jedoch, wie es ausdrücklich heißt, unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle. Der zweite (1917 bis 1933) weist Wolfgang Schlicker als Verfasser aus, aber wiederum wird auf den Anteil der Gruppe verwiesen⁴. Der dritte Band (1933

2 Als Gutachter fungierten unter anderem die Akademiemitglieder Werner Albring (Technikwissenschaft), Erich Correns (Faserstoffforschung), Hans Frühauf (Elektrotechnik), Arnold Graffi (Onkologie), Werner Hartke (klassische Philologie), Joachim Herrmann (Urgeschichte), Helmut Kraatz (Medizin), Fred Oelßner (Ökonomie), Alfred Rieche (organische Chemie), Günther Rienäcker (Chemie), Hans Stubbe (Pflanzen-genetik) und Erich Thilo (Chemie) sowie das Korrespondierende Akademiemitglied Herbert Hörz (Philosophie).

3 Leo Stern: Einleitung. In: Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Teil I: Von den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle verfasst von Conrad Grau (= Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften Bd. 2/I). Berlin 1975, S. VII–XVIII, hier S. XVII.

4 Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Teil II: Von der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution bis 1933. Unter Mitarbeit des Kollektivs der Forschungsstelle verfasst von Wolfgang Schlicker (= Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR Bd. 2/II). Berlin 1975.

bis 1945) schließlich nennt Grau, Schlicker und Zeil gleichrangig als Autoren⁵; dabei war Grau als Verfasser des zweiten Kapitels „Die Zuwahl neuer Mitglieder. Das Wirken der Ordentlichen Mitglieder im Plenum und in den Klassen“ ausgewiesen⁶. Diese unterschiedliche Akzentsetzung darf man als Symptom dafür ansehen, dass in der damaligen Forschungsstelle ein Geist gemeinschaftlicher Verantwortung herrschte, ohne dass man etwa bereit gewesen wäre, die Leistung der oder des Einzelnen in anonymer Kollektivität untergehen zu lassen.

Weil das dreibändige Werk den Durchbruch in der öffentlichen Wahrnehmung Graus als Akademiehistoriker *und* der Forschungsstelle als Institution bedeutete, verdient es an dieser Stelle eine etwas eingehendere Würdigung. Gewiss bediente sich dieses Werk, wie es damals in der DDR üblich war, des Rahmens der allgemeinen marxistisch-leninistischen Geschichtsschematik, doch es wäre kaum produktiv, diesem Umstand hier größere kritische Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn der Neuheitswert der Untersuchung lag jenseits dieses Rahmens, der vor allem in der zur Eingliederung des akademiehistorischen Geschehens in die allgemeine Geschichte verwendeten Makroperiodisierung zum Ausdruck kam; der eigentliche kognitive Gehalt der Arbeit lässt sich relativ leicht aus diesem Kontext herauslösen. Den Wert des Werkes, das bis heute ein unentbehrliches Auskunftsmittel für mit der Zeit von 1900 bis 1945 befasste akademiehistorische Arbeiten geblieben ist, sehe ich in vier Charakteristika:

Erstens hatte es die Kühnheit, eine historiographische Lücke zu schließen, die seit Adolf von Harnacks berühmter Akademiegeschichte offen geblieben war, und die Entwicklung der Preußischen Akademie der Wissenschaften nach 1900 umfassend in den Blick zu nehmen. Stern gab ihm zurückhaltend den Status „eines angesichts der Vielfalt der Problematik und der personellen Situation notwendigerweise unvollkommenen Versuchs, mit der Darstellung der Geschichte der Berliner Akademie von 1900 bis 1945 zu beginnen ...“⁷.

Zweitens haben die drei Bände eine zwar nicht identische, wohl aber kompatible Struktur, so dass in der Tat eine weitgehend homogene *Gesamtdarstellung* für das knappe Halbjahrhundert von 1900 bis zum Ende des zweiten

5 Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Teil III: Die Jahre der faschistischen Diktatur 1933 bis 1945. Verfasst von Conrad Grau, Wolfgang Schlicker, Liane Zeil (= Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR Bd. 2/III). Berlin 1979.

6 Ebd., S. 148–278.

7 Stern, Einleitung (wie Anm. 3), S. XVII.

Weltkrieges zustande kam. In jedem Band wurde zunächst – nach Phasen untergliedert – die Stellung der Akademie im gesellschafts- und forschungspolitischen Kontext der betreffenden Periode und im Zusammenhang der zeitgenössischen Wissenschaftsentwicklung im Überblick dargestellt. Dann folgten nacheinander Darstellungen der forschungspolitischen Eigenaktivität der Akademie, ihrer Mitgliederpolitik und des wissenschaftlichen Lebens in Plenum und Klassen und schließlich der wissenschaftlichen Unternehmen der Akademie als spezifischer Formen akademieeigener Forschungsorganisation. Diese Strukturierung verleiht dem dreibändigen Werk zugleich auch Züge eines Handbuchs.

Drittens war dieses Unternehmen die erste große akademiehistorische Arbeit in der DDR, die sich in erheblichem Umfang auf Primärquellen stützte und dabei umfangreiche Bestände des Akademiearchivs erschloss. Damals gab es nur eine, ebenfalls zum 275jährigen Gründungsjubiläum vorgelegte Überblicksdarstellung über den Gesamtzeitraum des Bestehens der Akademie, die aber auf Quellenangaben vollständig verzichtete. Sie war reich bebildert und von vornherein als eine populäre Schrift angelegt. Ihr Autor Werner Hartkopf verwies in einer Vorbemerkung ausdrücklich auf den reduzierten Anspruch dieser Publikation:

„Sie soll und kann nicht eine Gesamtdarstellung der Geschichte der Akademie ersetzen... Ein solches Unternehmen bedarf einer anderen Vorbereitung und Bearbeitung, als es in einer Darstellung wie der vorliegenden, die anlässlich des Akademie-Jubiläums erscheint, möglich ist. Mehr noch: In der vorliegenden Arbeit wurde bewusst auf viele, zum Teil wichtige Einzelheiten verzichtet, um die Darstellung, die notwendigerweise im Umfang begrenzt sein muss, überschaubar zu halten“⁸.

Im Kontrast dazu wird das wissenschaftliche Format der drei von der Forschungsstelle für Akademiegeschichte verfassten Bände besonders deutlich.

Viertens schließlich war der dritte Band – die Geschichte der Akademie unter der NS-Herrschaft – zugleich die erste quellengestützte Analyse des Systems der nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik, die in der DDR vorgelegt wurde. Wir wissen, dass man sich in beiden deutschen Staaten, wenn auch in unterschiedlichen Konstellationen, lange Zeit schwer damit tat, die Wissenschaft im „Dritten Reich“ historisch zu untersuchen. Erst das letzte Jahrzehnt hat, mit dem Abstand von zwei Generationen, hier einen gründli-

8 Werner Hartkopf: Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Berlin 1975, S. 9.

chen Wandel eingeleitet. Insofern war der dritte Band nicht nur in speziell akademiehistorischer, sondern auch in generell wissenschaftshistorischer Sicht eine Pionierleistung, und er blieb in der wissenschaftshistorischen Literatur der DDR ein Unikat. In seiner Vorbemerkung zu diesem Band deutete Stern die immensen Schwierigkeiten an, die hier zu bewältigen waren: „Zugleich machte sich immer wieder hemmend bemerkbar, dass sowohl allgemeine als auch Detailforschungen auf marxistisch-leninistischer Grundlage zur Geschichte der Wissenschaft, Wissenschaftspolitik und Forschungsorganisation unter der faschistischen Diktatur trotz des auf dem Gebiet der Universitäts- und Hochschulgeschichte bereits Geleisteten nach nicht in genügendem Umfang vorliegen“⁹. Es ist wohl in erster Linie dem großen, in der Planungsphase unterschätzten Aufwand zur Quellenerschließung geschuldet, dass der dritte Band erst vier Jahre nach den Feierlichkeiten zum 275jährigen Bestehen der Akademie vorgelegt werden konnte; allerdings ergab sich mit dem siebzigsten Geburtstag des Akademiepräsidenten Hermann Klare, der ein engagierter Förderer der akademiehistorischen Forschungen war, am 12. Mai 1979 eine andere günstige Gelegenheit, den Band effektiv zu präsentieren.

Ungeachtet der genannten Vorzüge wären die drei Bände nicht mehr als ein fachwissenschaftliches Ereignis geblieben, wären sie in einer geschichts-abstinenten Atmosphäre publiziert worden. Sie erschienen aber unter Verhältnissen, in denen in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit auch außerhalb der Historikerzunft ein überdurchschnittlich hohes Interesse an der Geschichte der Wissenschaft bestand. Das war in der DDR generell der Fall; in vielen fachwissenschaftlichen Gesellschaften gab es florierende Arbeitsgemeinschaften für Philosophie und Geschichte des jeweiligen Faches, die oftmals intensiv auf das wissenschaftliche Leben der betreffenden Gesellschaften im Ganzen ausstrahlten. In besonderem Maße galt dies aber für die Akademie.

Ein hochinnovatives Unternehmen wie die Wissenschaft hat grundsätzlich ein größeres Bedürfnis, sich immer wieder durch Bewusstwerden seiner historischen Kontinuität seiner eigenen Identität zu vergewissern, als dies bei solchen Sphären sozialer Aktivität der Fall ist, die wie etwa die Tätigkeit der staatlichen Verwaltung einen weit höheren Grad an Wiederholung und Routine oder auch, wie die Kunst oder die Phänomene der sogenannten Massenkultur, ein weit geringeres Maß an interner Kohärenz aufweisen. In der DDR

9 Leo Stern: Vorbemerkung. In: *Die Berliner...* Teil III (wie Anm. 5), S. XIII-XVIII, hier S. XVIII.

kam ein ganzes Bündel situationstypischer Motive hinzu, von der Möglichkeit, mit der Berufung auf Traditionen auf subtile Weise den Selbstbestimmungsanspruch der Wissenschaft deutlich zu machen, bis zu dem sowohl von den Wissenschaftlern selbst als auch von der Wissenschaftspolitik geteilten Interesse, vergangene Blütezeiten der Wissenschaft in Deutschland zu analysieren, um daraus Lehren für die Gegenwart zu ziehen. Der „Klassiker“ dieser Fragestellung – Jürgen Kuczynskis Studie *Das Rätsel der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft* – erschien übrigens im gleichen Jahr wie die ersten beiden Bände der dreibändigen Akademiegeschichte des Grau-Teams; ihre leitende Fragestellung lautete: „Wie ist es zu erklären, dass eine *solche* Institution wissenschaftlich so großartige Leistungen aufzuweisen hatte, Leistungen, die heute zum Wissensfundus der ganzen Welt gehören und immer gehören werden?“¹⁰

In diesem Kontext entfaltete die Akademie ihr besonderes Interesse an der Vergangenheit. Das konstitutive Prinzip der Selbstergänzung der Mitgliedschaft durch Wahlen verweist Akademien unmittelbarer als jede andere Gattung wissenschaftlicher Institutionen auf ihre Verwurzelung in der Geschichte. Zudem hatte die DAW zu Berlin und spätere AdW der DDR mit der Einbeziehung einer ständig expandierenden Institutengemeinschaft („Forschungsakademie“) dezidiert jenen Pfad verlassen, dem die anderen deutschen Akademien und auch die Akademien vieler anderer Länder traditionell gefolgt waren, und daher war es für sie eine vitale Frage ihrer Selbstlegitimation, ob sie denn im Resultat dieses Wandels überhaupt noch eine Akademie geblieben oder nicht vielleicht zu einer ganz anderen Art von Institution mutiert war¹¹. Deshalb gehörte es zur Politik der Akademie nach innen wie nach außen, bei jeder Gelegenheit Traditionsbezüge herzustellen¹², und die in den offiziellen Dokumenten der Akademie praktizierte Leibniz-Verehrung nahm geradezu rituelle oder gar kultische Züge an.

So waren die drei Bände innerhalb der Gesamtplanung der Akademie ein

10 Jürgen Kuczynski: *Das Rätsel der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft*. In: ders.: *Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften* Bd. 2. Berlin 1975, S. 170–208, hier S. 171.

11 Conrad Grau: *Gelehrtengesellschaft und Forschungsgemeinschaft. Zur Organisationsgeschichte der Akademien der Wissenschaften in Deutschland im 20. Jahrhundert*. In: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät* Bd. 3 (1995), S. 5–17, bes. S. 13–15.

12 Hubert Laitko: *Eine Akademie sieht ihre Vergangenheit: Das Beispiel der Akademie der Wissenschaften der DDR*. In: *Vom Umgang mit der Vergangenheit: Ein deutsch-italienischer Dialog. Come affrontare il passato? Un dialogo italo-tedesco*. Hrsg. von Christiane Liermann, Marta Margotti, Bernd Söseman und Francesco Traniello (= Reihe der Villa Vigoni Bd. 19). Tübingen 2007, S. 211–222; Bernhard vom Brocke: „Vergangenheitsbewältigung“ als politische Instrumentalisierung: Das Beispiel der Preußischen Akademie der Wissenschaften – Ein Kommentar. In: *Ebd.*, S. 223–228.

Beitrag zur Feier ihres 275jährigen Gründungsjubiläums – eines Jahrestages, wie er nach den Bräuchen unserer dezimalen Jubiläumskultur kaum je begangen wird, von der AdW aber mangels eines passenden „runden“ Jahrestages in greifbarer Nähe damals gern genutzt wurde. Das Werk war der Leistungsausweis der zu jener Zeit gerade erst gut fünf Jahre bestehenden Forschungsstelle – auf einem Gebiet, auf dem man nicht das Fazit einer ausgebreiteten Forschungsliteratur ziehen konnte, sondern alles von den Quellen her erarbeiten musste. Solche monographischen Darstellungen, die einen größeren geschichtlichen Zeitraum überstreichen, setzen ein eingespieltes Team mit einem langen Arbeitshorizont voraus; als Kurzzeitprojekte der inzwischen dominierenden Form sind sie gar nicht, als individuelle Leistung eines einzelnen Forschers jedenfalls nicht in relativ kurzer Zeit zu bewältigen. Solange die Forschungsstelle bestand, galt es als eine Selbstverständlichkeit, dass sie auf Dauer angelegt war und dass ihr stets mehrere Wissenschaftler angehörten. Erst im Rückblick erkennen wir, dass sie, jedenfalls für deutsche Verhältnisse, einen außerordentlichen Glücksfall darstellte. Welche große wissenschaftliche Institution leistet sich heute schon einen eigenen „Haushistoriker“, der sich kontinuierlich mit ihrer Geschichte befasst, gar nicht zu reden von einer ganzen Forschungsgruppe? Unzweifelhaft ist das persönliche Verdienst von Leo Stern für die Einrichtung der Forschungsstelle hoch zu veranschlagen, wie überhaupt auch in der DDR institutionelle Neuerungen in der Wissenschaft nur dann zustande kamen, wenn sich initiativreiche Persönlichkeiten mit langem Atem und Durchsetzungsvermögen dafür einsetzten, aber sie hätte jedenfalls nicht zwanzig Jahre lang ungestört und produktiv weiterarbeiten können, auch nach dem Tod ihres Protagonisten Stern, wäre nicht ein breiter Interessenskonsens an ihrer Arbeit – von der akademischen Öffentlichkeit bis zum Akademiepräsidium – garantiert gewesen. Auch die beiden in dieser Zeit verantwortlichen Akademiepräsidenten Hermann Klare und Werner Scheler haben die Bedingungen sichergestellt, unter denen Grau mit seinem Team arbeiten konnte. Es wurde damit gerechnet, dass die von Grau geleitete Arbeitsgruppe zum bevorstehenden „großen“ Akademiejubiläum im Jahre 2000 eine neue monographische Gesamtgeschichte der Akademie vorlegen würde. In Hinblick auf diese Perspektive wurde sie sukzessiv aufgestockt; 1990 – vor Beginn der Abwicklung der Akademieinstitute – gehörten ihr sieben Wissenschaftler¹³ und ein wissenschaftlich-technischer Assistent an.

13 Prof. Dr. Conrad Grau, Dr. Petra Kahlow-Vorwerk, Dipl.-Hist. Harald Kintscher, Dr. Ralph-Jürgen Lischke, Dr. Michèle Schubert, Dr. Rolf Triesch, Dr. sc. Liane Zeil. – Persönliche Mitteilung von C. Grau vom 23.5.1996 – H.L.

Noch kurz nach den Volkskammerwahlen vom 18. März 1990, als die nahe bevorstehende Vereinigung der beiden deutschen Staaten schon evident war, ihre Modalitäten aber noch nicht bekannt waren und die Akademie der DDR dabei war, sich „basisdemokratisch“ zu reformieren, richtete Grau am 26.3.1990 an die damalige Akademieleitung ein Arbeitspapier mit dem Titel *Überlegungen zur Erforschung und Darstellung der Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin*¹⁴. In diesem Papier, das noch mit größter Selbstverständlichkeit von der Fortexistenz der Akademie als eines – wenn gleich nunmehr anders strukturierten – Komplexes aus Gelehrtensozietät und Institutengemeinschaft ausging, formulierte Grau unter Bezugnahme auf Har-nacks Akademiegeschichte, das dreibändige Werk der Forschungsstelle und die seither erreichten Fortschritte der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung

„die Aufgabe, eine dem neuesten Erkenntnisstand entsprechende, weitere Quellen erschließende und die Literatur neu befragende Darstellung der Geschichte der Akademie in kritisch-differenzierender Sicht auf ihre ältere und jüngere Vergangenheit vorzulegen. Der bevorstehende 300. Jahrestag der Gründung sollte daher, wie seit längerem beabsichtigt, genutzt werden, um ein solches Werk zu erarbeiten, zumal dafür an der Akademie selbst personell günstige Voraussetzungen bestehen. Dabei sollte an der Absicht festgehalten werden, nacheinander drei Bände zu verfassen; deren Inhalte bilden unter Berücksichtigung der nationalen und internationalen Wissenschaftsgeschichte die Geschichte der Akademie erstens in der Zeit der deutschen Mehrstaatlichkeit bis 1871, zweitens in der Zeit des Deutschen Reiches von 1871 bis 1945 sowie drittens in der Zeit der Herausbildung, des Bestehens und der Überwindung der deutschen Zweistaatlichkeit seit 1945/46“.

Dazu sollte die Forschungsstelle wieder aus dem Zentralinstitut für Geschichte herausgelöst und zur ursprünglichen Organisationsform – einer interdisziplinär zusammengesetzten Kommission für Akademiegeschichte und einer zugeordneten Arbeitsstelle – zurückgekehrt werden; den Vorzug einer solchen Statusänderung sah Grau – und das unterschied seinen Ansatz von der bloß zeitgeistkonformen Intention, eilfertig alle in der DDR geschaffenen Strukturen zu verwerfen und mit der Rückkehr zu traditionellen Formen demonstrativ Distanz zur DDR zu bekunden – darin, dass die Realisierung seines Vorschlages eine zentrale Position der Akademiegeschichte im Gefüge der Akademie und damit, anders als im Fall der Einbindung in ein histori-

14 Dieses Arbeitspapier wird im Anhang zu diesem Beitrag im Wortlaut wiedergegeben.

sches Fachinstitut, ein symmetrisches Verhältnis zu allen Bestandteilen des akademischen Potentials sichern würde. Das würde den Zugriff auf unterschiedliche Fachkompetenzen erleichtern und so die Chance für interdisziplinäre Arbeitsweisen erhöhen, die sich bereits in der Arbeit an den drei in den 1970er Jahren vorgelegten Bänden bewährt hatten: „In Abwägung aller Umstände wäre jedoch vor allem wegen des gesamtakademischen Bezugs der akademiegeschichtlichen Forschung und ihrer Interdisziplinarität deren zentrale Zuordnung innerhalb der Akademie erneut erstrebenswert“. Der als Anlage beigefügte Personalvorschlag für die mögliche Zusammensetzung der projektierten Kommission bestätigt dies eindrucksvoll.

So entwickelte sich Graus akademiehistorische Kompetenz in einer kooperativen Atmosphäre, die kontinuierliches Arbeiten begünstigte. Das Niveau dieser Kompetenz, die im gesamtdeutschen Maßstab absolut konkurrenzfähig war, veranlasste die BBAW – befördert durch das Urteil führender westdeutscher Fachvertreter wie Laetitia Boehm – , Conrad Grau in ihrem Rahmen die Fortsetzung seiner Arbeiten zu ermöglichen; indes betraf dies leider nur ihn selbst, an eine Forschungsgruppe war entweder nicht gedacht worden, oder sie erwies sich unter den neuen Bedingungen als nicht mehr finanzierbar. Gemessen an den großen Intentionen des Forschungsteams, über das Grau bis 1990/91 verfügt hatte, war allerdings seine Übernahme in die BBAW, in der er bis zum Erreichen des regulären Rentenalters arbeiten konnte, zwar eine Geste kollegialen Respekts für seine persönliche wissenschaftliche Leistung, aber institutionell gesehen nicht mehr als die vorübergehende Bewahrung akademiehistorischer Restsubstanz.

1993 publizierte Grau eine solide monographische Gesamtdarstellung der Berliner Akademiegeschichte, die vom Vorfeld der Sozietätsgründung im späten 17. Jahrhundert bis zum Ende des zweiten Weltkriegs reicht¹⁵. Das Erscheinungsdatum war so gewählt, dass dieses Buch beinahe noch als Einstand für die Aufnahme seiner Tätigkeit an der BBAW gelten konnte. Welchen Platz nimmt es in seiner wissenschaftlichen Biographie ein? Die Souveränität und Ausgewogenheit der darin mitgeteilten Wertungen bezeugt ein Vierteljahrhundert eingehender Beschäftigung mit diesem Gegenstand. Ohne Zweifel reflektiert das Buch den Stand seiner Vorbereitung auf die einst für das Jahr 2000 als kollektive Leistung in Aussicht genommene dreibändige Akademiegeschichte. Hingegen reichten die damals verfügbaren Vorarbeiten

15 Conrad Grau: *Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten*. Heidelberg, Berlin, Oxford 1993.

noch nicht aus, um auch die Periode von 1945 bis 1990 auf einem vergleichbaren Niveau zu behandeln – dazu wären noch mehrere Jahre intensiver Forschung in einem leistungsfähigen Team erforderlich gewesen, und diese Jahre hätten im Prinzip auch zur Verfügung gestanden, wenn die Leitung der BBAW das ernsthaft gewollt hätte. Es ist eine überaus interessante Frage, warum Grau mit seiner Gesamtdarstellung für die Zeit bis 1945 bereits sieben Jahre vor dem Akademiejubiläum an die Öffentlichkeit gegangen ist. Über die Gründe kann ich nur Vermutungen anstellen, eine authentische Äußerung Graus über seine Motive ist mir nicht bekannt. Meine Vermutung geht dahin, dass er wohl schon bald nach der Aufnahme seines Arbeitsverhältnisses mit der BBAW nicht mehr mit deren Bereitschaft rechnete, zum Jubiläum eine neue Akademiegeschichte erarbeiten zu lassen; zumindest dürfte er davon überzeugt gewesen sein, dass selbst dann, wenn sich die BBAW womöglich doch noch zum Projekt einer Gesamtdarstellung entschließen sollte, dessen Leitung jedenfalls nicht in seinen Händen liegen würde. Unter diesen Voraussetzungen war es rational, so schnell wie möglich zu publizieren. Vor dem Hintergrund des weiter oben vorgestellten Vorschlages vom März 1990 erscheint mir diese Vermutung sehr plausibel.

Damit bedeutete Graus Übergang in den Ruhestand unausweichlich auch den *Abbruch der von ihm repräsentierten akademiehistorischen Forschungsrichtung*, jedenfalls in institutionalisierter Gestalt. Ich selbst hatte damals angenommen, dass die zur Vorbereitung und Durchführung des Akademiejubiläums des Jahres 2000 an der BBAW eingerichtete interdisziplinäre Arbeitsgruppe für Akademiegeschichte, der anspruchsvolle Kolloquien und drei exzellente Sammelbände zu danken sind und in der Grau als geschätzter Berater mitwirkte, die Vorstufe einer neuen akademiehistorischen Forschungsstelle sein würde, aber ich war in dieser Frage offenbar zu blauäugig, und jene, die eine solche Hoffnung mit mir geteilt hatten, waren es nicht minder. Die drei Sammelbände, in denen ausgezeichnete akademiehistorische Studien von angesehenen Wissenschaftlern des In- und Auslandes enthalten sind, wären ein begrüßenswertes Surplus zum „neuen Harnack“ gewesen, der zur Dreihundertjahrfeier allgemein erwartet worden war. Als alleiniger Ausweis der akademiehistorischen Jubiläumsaktivitäten im Rahmen der BBAW aber erinnern sie, ganz abgesehen von ihrem eigenständigen und unbestreitbaren wissenschaftlichen Wert, nun immer zugleich daran, dass der „neue Harnack“ zum passenden Zeitpunkt eben *nicht* zustande gekommen ist, obwohl die erforderlichen Kompetenzvoraussetzungen vorhanden waren.

Akademiegeschichte – nicht als jubiläumsgebundene Gelegenheitsarbeit, sondern als permanente Forschungsrichtung – ist damit wieder zum Desiderat geworden. Grau und seine frühere Forschungsstelle haben exemplarisch vorgeführt, was erreicht werden kann, wenn man diesem Desiderat auf professionelle Weise nachzukommen sucht. Das mittellose Ehrenamt ist selbstverständlich außerstande, dies auf gebührendem Niveau fortzusetzen; ihm bleibt nur, wie wir es hier versuchen, mit Nachdruck darauf hinzuweisen, dass da in der weiten Landschaft der Wissenschaftsgeschichte ein fruchtbares Feld liegt, das derzeit kaum jemand bearbeiten mag, für dessen Bestellung uns aber, um im Bild zu bleiben, Conrad Grau keimfähiges Saatgut hinterlassen hat.

Sein Opus enthält, keineswegs nur auf ihn selbst bezogen, ein *Perspektivprogramm akademiehistorischer Forschung*, teils explizit formuliert, zu einem größeren Teil implizit in der Struktur seiner Schriften enthalten. Ich möchte nun diejenigen Konturen dieses Programms besprechen, die ich für die wichtigsten halte; natürlich sind die Akzente, die ich setze, durch meine Wahrnehmung des Gegenstandes gebrochen. Ein anderer wird anderes für wesentlicher erachten. Aber das spricht nicht gegen, sondern für das geistige Erbe, das Conrad Grau uns hinterlassen hat; es ist immer ein Symptom für die Qualität eines solchen Fundus, wenn er verschiedene Kollegen auf unterschiedliche Weise anzuregen vermag.

Die zentralen Säulen in Graus akademiehistorischem Gesamtwerk bilden drei Bücher. Das *erste* ist das bereits kurz besprochene dreibändige Werk, das als Gemeinschaftsarbeit der Forschungsstelle 1975 erschienen ist. Das *zweite* kam gegen Ende der DDR heraus und gehörte zu der damals schon nicht unbeträchtlichen Zahl von Büchern, die parallel in einem Verlag der DDR und in einem Verlag der BRD veröffentlicht wurden; wegen seiner attraktiven, in guter Druckqualität wiedergegebenen Illustrationen wurde es zu einer bibliophilen Kostbarkeit, und es wurde zu dem für DDR-Verhältnisse märchenhaften Preis von 118.- M verkauft. Ich meine den 1988 edierten Band *Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg*¹⁶. Dieses Buch ist international bekannt geworden. Auf dem von der Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften und der Bayerischen AdW 2001 in München durchgeführten Symposium „Die deutschen Akademien der Wissenschaften: Aufgaben, Herausforderungen, Perspektiven“, zu

16 Conrad Grau: *Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg*. Leipzig 1988; parallele Ausgabe: Frankfurt a.M., Thun 1988.

dem dankenswerterweise auch die Leibniz-Sozietät eingeladen worden war, bezog sich zum Beispiel der niederländische Psychologe Pieter Drenth in seinem Referat *Die Rolle einer Akademie der Wissenschaften: Veränderung und Kontinuität* mehrfach auf dieses Buch; Drenth sprach in seiner Eigenschaft als Präsident von ALLEA, der europäischen Föderation der Wissenschaftsakademien¹⁷. Grau hat dieses Echo, wie auch manches andere, nicht mehr erleben können. Das dritte, ebenfalls schon erwähnte Buch *Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrten-gesellschaft in drei Jahrhunderten* kommt thematisch auch auf das dreibändige Werk von 1975/79 zurück. Darin erfasste Grau nun auch die bereits von Harnack bearbeiteten Perioden, die das letztgenannte Werk noch ausgespart hatte. Knapp hundert Jahre nach Harnack kontrastiert die Darstellung zu jener des Klassikers verständlicherweise beträchtlich. Wo jener sich noch in narrativer Breite ergeht, wie es der Schreibweise der Historiker in dieser Zeit entspricht, da finden wir bei Grau eine gestraffte, wenn auch literarisch nicht ungefällige Präsentation; immerhin stand er vor der Aufgabe, zweieinhalb Jahrhunderte Akademiegeschichte zwischen die Deckel eines Buches von mittlerem Umfang zu pressen. Vor allem aber ist der Kult der großen Persönlichkeiten, der bei Harnack wuchert, bei Grau zugunsten einer stärker sozialgeschichtlichen Betrachtungsweise zurückgenommen. Es sind die vielen, die die Wissenschaft machen und dabei untereinander durch komplizierte Beziehungsnetze verbunden sind, Personen unterschiedlichen geistigen Ranges, die nichtsdestoweniger alle Gesicht und Stimme haben, keine gesichtslosen Kärner, die den souveränen Königen im Reiche des Geistes selbstlos dienen¹⁸. So mahnte Grau bei der Erörterung der Berliner Sozietätsgründung im Jahre 1700, nicht zu übersehen, „dass die Universitäten einen unverzichtbaren Unterbau der Akademien darstellten, ohne die letztere schlechthin nicht existenzfähig wa-

17 Pieter J. D. Drenth: *Die Rolle einer Akademie der Wissenschaften: Veränderung und Kontinuität*. In: *Die deutschen Akademien der Wissenschaften: Aufgaben, Herausforderungen, Perspektiven*. 5. Symposion der deutschen Akademien der Wissenschaften. Hrsg. von der Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Stuttgart 2001, S. 17–28.

18 Hier sei auf eine Passage aufmerksam gemacht, in der Grau in einer 1996 veröffentlichten Arbeit über die Wurzeln des für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft konstitutiven sogenannten Harnack-Prinzips in der Berliner Akademietradition auf die Dialektik der beiden um 1900 metaphorisch als „König“ und „Kärner“ bezeichneten Wissenschaftlerrollen hinwies. – Conrad Grau: *Genie und Kärner – zu den geistesgeschichtlichen Wurzeln des Harnack-Prinzips in der Berliner Akademietradition*. In: *Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte: Das Harnack-Prinzip*. Hrsg. von Bernhard vom Brocke und Hubert Laitko. Berlin, New York 1996, S. 139–144, hier S. 139.

ren“¹⁹, und betonte die Abhängigkeit dieser Gründung davon, „ob am Orte selbst institutionelle und personelle Voraussetzungen für wissenschaftliche Arbeiten bestanden, die Gegenstand einer Akademie werden konnten“²⁰.

Zwischen diesen drei wissenschaftlich-literarischen Säulen spannt sich eine opulente Fülle von Aufsätzen, von denen manche schon selbst nahezu monographisches Format haben. Als Grau sich 1994 auf dem Leibniz-Tag als am 13. Mai 1994 neugewähltes Mitglied der Leibniz-Sozietät vorstellte, kündigte er noch zwei weitere Bücher an, das eine explizit als Monographie, das zweite mehr andeutungsweise. Das eine davon sollte ihn wieder in seine Lieblingsperiode führen, das 18. Jahrhundert, und damit in jenen Zeitraum, in dem seine beiden großen Gebiete, die Osteuropageschichte und die Akademiegeschichte, primär miteinander verklammert sind²¹. Das Arbeitsthema lautete „Akademie und Wissenschaftskommunikation im Aufklärungszeitalter“, und näher führte er dazu aus: „In einer Monographie soll, ausgehend von der Berliner Akademie, versucht werden, das europäische Geflecht der Akademien im 18. Jahrhundert in seinen geistig-wissenschaftlichen und personellen Aspekten ins Blickfeld zu rücken“²². Im Überblick hatte er das Thema schon in dem Band *Berühmte Wissenschaftsakademien* gestreift; nun sollte es in die Tiefe gehend ausgelotet werden. Der zweite, noch nicht ausdrücklich als Buchvorhaben angekündigte Themenkomplex sollte „Fragen der Forschungsorganisation der Akademien im 20. Jahrhundert mit ihren vielfältigen Neuansätzen und Brüchen“ betreffen²³. Beide Vorhaben sind unvollendet geblieben; die Problemkreise sind zur Bearbeitung weiterhin offen.

Womit hat es Akademiegeschichte eigentlich zu tun? Die Schwierigkeiten beginnen schon bei der Bestimmung ihres empirischen Objekts, der die außerordentliche Vieldeutigkeit des Wortes „Akademie“ im Wege steht. Grau hat selbst gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, dass Leibniz wegen dieser Vieldeutigkeit abgeneigt war, für die Berliner Gründung die Bezeichnung „Akademie“ zu verwenden, und deshalb den Terminus „Sozietät“ be-

19 Grau, *Die Preußische* (wie Anm. 15), S. 41.

20 Ebd., S. 41–42.

21 Diese Verknüpfung praktizierte er in einer ganzen Reihe von Aufsätzen, und manchmal brachte er auch expressis verbis zum Ausdruck, wie sehr ihm daran gelegen war. So bemerkte er in einem am 18. März 1999 vor dem Plenum der Leibniz-Sozietät gehaltenen Vortrag, das Thema biete ihm „die Möglichkeit, seine beiden Arbeitsgebiete, die osteuropäische und die Wissenschaftsgeschichte, miteinander zu verbinden“. – Conrad Grau: *Goethe 1932 in Moskau und Leningrad: Wissenschaftlich-literarisches Erbe und gesellschaftlicher Umbruch*. In: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät* Bd. 41 (2000) H. 6, S. 85–101, hier S. 86.

22 *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät* Bd. 2 (1995) H. 1 / 2, S. 129.

23 Ebd.

vorzuzugte²⁴. Ein Teil dieser Schwierigkeiten ist oberflächlicher Natur. Wenn wir auf eine „Akademie für Kosmetik“ oder eine „Bierakademie“ stoßen, dann wissen wir vor jedem Definitionsversuch, dass wir bei unseren Bemühungen um den *Begriff* der Akademie von solchen Phänomenen absehen können. Wenn wir andererseits die Royal Society betrachten, dann sind wir ebenso gewiss, dass es sich bei ihr um eine echte Akademie handelt, obwohl sie nicht so heißt. Akademien sind auf jeden Fall Gesellschaften von Gelehrten, doch es gibt unvergleichlich viel mehr wissenschaftliche Gesellschaften als Akademien. Worin bestehen nun die Besonderheiten, die die Akademien aus der Gesamtheit aller wissenschaftlichen Gesellschaften herausheben? Müssen Akademien alle großen Disziplinenfamilien repräsentieren, oder können sie sich auf einige oder gar nur eine von ihnen beschränken? Dürfen oder müssen Akademien eigene Forschungsinstitute besitzen? Vielleicht ist es überhaupt gar nicht möglich, ein definitives Set von Eigenschaften anzugeben, die eine jede Akademie obligatorisch aufweisen muss und deren vollständiges Vorhandensein eine wissenschaftliche Gesellschaft zu einer Akademie macht.

Man könnte sich auch eine typologische Fassung des Begriffs vorstellen, die etwa folgendermaßen zu konstruieren wäre. Eine gewisse Anzahl unterschiedlicher „akademierelevanter“ Eigenschaften wird festgelegt – etwa „Selbstergänzung durch Zuwahl“, „Repräsentanz der Gesamtwissenschaft“, „Zuwahl nach dem meritokratischen Kriterium besonderer Exzellenz“, „Durchführung von Forschungen unter Verantwortung der Gelehrtenengesellschaft“, „Residenz- oder Territorialprinzip“ und andere mehr. Eine Institution wird dann als eine Akademie angesehen, wenn sie über mehrere dieser Eigenschaften verfügt, wobei verschiedene Akademien unterschiedliche Kombinationen solcher Merkmale aufweisen können. Grau hat, wie sich aus seinen Arbeiten ablesen lässt, diesem „typologischen“ Vorgehen Sympathie entgegengebracht, doch er sprach sich auch dafür aus, die zulässige Variabilität zu begrenzen, indem mindestens ein obligatorisches Merkmal bestimmt werden sollte, das erfüllt sein musste, damit eine in Frage stehende Institution als eine Akademie gelten konnte. In einem Vortrag, den er am 17. Oktober 1991 vor dem Plenum der aus der DDR-Akademie überkommenen Gelehrtensozietät hielt, warf er explizit die Frage auf, „ob es Gesichtspunkte gibt, durch die sich über Zeit und Raum hinaus das Spezifische des Akademiegedankens ausmachen ließe“²⁵. Als Antwort auf diese Frage formulierte er die These, die Aka-

24 Grau, *Berühmte* (wie Anm. 16, S. 11.

demien seien durch die Zusammenführung von (gewählten) Mitgliedern und (angestellten) Mitarbeitern gekennzeichnet, wobei die letzteren unter Leitung bzw. Mitwirkung von Mitgliedern Forschungen betreiben und damit besondere Struktureinheiten innerhalb der Akademien bilden²⁶. Diese minimale Bestimmung als hinreichendes Abgrenzungskriterium zwischen Akademien und Nicht-Akademien unterstellt, ist es evident, dass auch die Royal Society of London dem Begriff nach eine Akademie ist, obwohl sie das Wort „Akademie“ nicht in ihrem Namen trägt.

Diese Fragestellung, die auf den ersten Blick nicht mehr als das trockene Thema einer rationellen Institutionentaxonomie betrifft, hatte in der Zeit, als sie aufgeworfen wurde, jedoch ein hohes Maß an politischer und ideologischer Brisanz. Die Bestimmung des Einigungsvertrages über die Abtrennung der Akademieinstitute von der akademischen Gelehrtenengesellschaft, die die nachfolgende Abwicklung dieser Institute legitimierte, wurde damals kaum hinterfragt, obwohl sie in die berufliche und persönliche Zukunft Tausender von Wissenschaftlern gravierend eingriff oder ihnen eine berufliche Perspektive ganz und gar entzog, während das weitere Schicksal der Gelehrtensozietät noch lange und leidenschaftliche Debatten auslöste. Die Bestimmung über die Abtrennung – eine der ganz wenigen konkreten wissenschaftspolitischen Festlegungen, die der Einigungsvertrag überhaupt enthielt – stützte sich stillschweigend auf das Ressentiment, die Verbindung von Gelehrtenengesellschaft und Forschungsinstituten (noch dazu großer Komplexe solcher Institute) sei widernatürlich, und allein die westdeutschen Länderakademien entsprächen dem Typus „Akademie“ schlechthin, dem auch im „Beitrittsgebiet“ unverzüglich Geltung zu verschaffen sei.

Grau vertrat die Ansicht, dass ungeachtet aller seit 1946 vorgenommenen Änderungen erst die 1968 beginnende Akademiereform in der DDR der entscheidende Einschnitt gewesen sei, in dessen Folge die Berliner Akademie endgültig den traditionsbestimmten Pfad verlassen hätte: „Erst jetzt wurde damit begonnen, konsequent ein Konzept durchzusetzen, das – trotz seines formalen Rückbezugs auf die traditionelle Akademie – mit der Etablierung einer nicht von den Kommunisten erfundenen Großforschung letztlich vom überkommenen Akademiegedanken in Deutschland abwich“. Dadurch sei eine Akademie entstanden, „die als Gesamteinstitution mit den anderen deut-

25 Conrad Grau: Der Akademiegedanke in Berlin nach 1945 aus wissenschaftshistorischer Sicht. Als Manuskript veröffentlicht; erweiterte Fassung eines Vortrages vor dem Plenum der Gelehrtensozietät am 17. Oktober 1991, S. 1 (auch in: ZfG 40 (1992) 2, S. 131–149).

26 Ebd., S. 2.

schen Akademien nicht mehr kompatibel war“²⁷. In Anbetracht dessen bezeichnete Grau 1991 den Trennungsentscheid des Einigungsvertrages als durchaus nachvollziehbar: „Die Akademien der Wissenschaften in Deutschland wurden durch die Festlegung des Einigungsvertrages wieder kompatibel, wie sie es bis in die Jahre nach dem zweiten Weltkrieg gewesen sind“²⁸. Herstellung struktureller Kompatibilität nach westdeutschem Muster – dies allein und nicht ein vermeintlicher Verstoß der DDR-Akademie gegen das Akademieprinzip schlechthin war das Motiv, das seiner hier in Rede stehenden Festlegung zugrunde lag; generelle akademiehistorische Einsichten oder wissenschaftstheoretische Prinzipien konnten für diese Entscheidung nicht in Anspruch genommen werden. Grau verwies in diesem Kontext darauf, dass „es Akademieinstitute in anderen Ländern, nicht nur in den nach sowjetischem Vorbild strukturierten, durchaus gibt.“²⁹ Wenn das von Grau vorgeschlagene Grundkriterium gelten soll, demzufolge Akademien Verbindungen gewählter Mitglieder und mit Forschung befasster Mitarbeiter sind, dann ist es für die Anwendung dieses Kriteriums irrelevant, ob die Mitarbeiter in kleinen Forschungsstellen oder aber in großen Instituten tätig sind, und es ist allein eine Zweckmäßigsfrage, welche Dimensionen gewählt werden.

Im übrigen war Grau mehr Historiker als Theoretiker und näherte sich dem Problem auf dem Weg des historischen Vergleichs. Dabei war er keineswegs ein Empirist und wusste sehr wohl, dass historische Exploration und begriffliche Konstruktion über die Identifizierung von Untersuchungsobjekten rekursiv miteinander verbunden sind. Sein Credo hat er folgendermaßen formuliert: Seine Arbeiten, so sagte er, betreffen seit den 1960er Jahren thematisch

„die Geschichte der Akademien und des Akademiegedankens in ihrem kulturellen Umfeld. In diesem Rahmen habe ich mich vorrangig der Berliner Akademiegeschichte gewidmet, diese indes stets als Bestandteil der vergleichenden Akademiegeschichte ins Blickfeld zu rücken versucht. Unter Beachtung übergreifender Aspekte der Disziplinen-, der Personen- und der Organisationsgeschichte der Akademien sollen damit Beiträge zur allgemeinen Wissenschaftsgeschichte geleistet werden“³⁰.

27 Conrad Grau: Reflexionen über die Akademie der Wissenschaften der DDR 1968 – 1990. In: Die Berliner Akademien der Wissenschaften im geteilten Deutschland 1945 – 1990. Hrsg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Peter Nötzoldt und Peter Th. Walther. Berlin 2002, S. 81–90, hier S. 83.

28 Grau, Der Akademiegedanke (wie Anm. 25), S. 11.

29 Ebd., S. 11.

30 Sitzungsberichte (wie Anm. 22), S. 129.

Erst im Vergleich enthüllt sich die Vielheit der Gestalten, in die sich der Akademiegedanke historisch entfaltet hat und die geradezu überwältigend ist, wenn man sich nicht nur auf die historisch exponierten Exemplare der Gattung konzentriert, denen die Aufmerksamkeit der Historiker gewöhnlich vor allem gilt, sondern den Blick bis hin zur globalen Dimension der Wissenschaft weitet. Dies tut Graus Band von 1988, er ist gewissermaßen ein kurzgefasstes Kompendium der vergleichenden Akademiegeschichte, das gerade in der Knappheit des Überblicks deutlich macht, dass sich hier ein geradezu unermessliches Forschungsfeld auftut. In einer ganzen Reihe von Arbeiten widmete er sich interakademischen Vergleichen in unterschiedlichen Entwicklungsperioden. Eine 1996 vorgelegte Arbeit, in der er die Berliner Akademie nach dem zweiten Weltkrieg mit anderen deutschen Akademien im gleichen Zeitraum verglich, führte ihn zu dem Gedanken, dass die „Geschichte der gesamtdeutschen interakademischen Entwicklungen“ in einer gesonderten Studie untersucht werden sollte: „Eine solche würde ich für außerordentlich wichtig halten, da die gesamte deutsche Akademiegeschichte seit 1945 nicht allein aus der Sicht einer einzelnen Akademie, sondern nur bei Berücksichtigung vergleichender Elemente interpretiert werden kann“³¹.

Bei der Anwendung des komparativen Prinzips war Grau konsequent und hielt sich auch dann nicht zurück, wenn die Ergebnisse alles andere als zeitgeistkonform waren. So beteiligte er sich an einem interdisziplinären Projekt zum Vergleich von Anschlüssen in der Geschichte und fand, dass der Anschluss der DDR an die Bundesrepublik auch auf wissenschaftspolitischem Gebiet einem unikal, präzedenzlosen *Procedere* folgte: „Die Beseitigung der gesamten Infrastruktur der Wissenschaft eines Landes, die nicht nur auf die Ausschaltung einzelner Personen zielte, war ein Spezifikum des Anschlusses der DDR an die BRD von 1990 und von Anfang an, anders als andere Anschlüsse im 19./20. Jahrhundert einschließlich desjenigen des Saarlandes an die BRD, mit der Abschaffung eines alternativen politisch-ökonomischen Gesellschaftssystems gekoppelt“³². Im besonderen gilt das für die Auflösung der aus der AdW der DDR stammenden Gelehrtensozietät, die durch den Senat des Landes Berlin als simpler Verwaltungsakt praktiziert worden war:

31 Conrad Grau: Die Berliner und andere deutsche Akademien nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 15 (1996) H. 7/8, S. 5–19, hier S. 17.

32 Conrad Grau: Akademien und Universitäten im Umfeld deutscher Anschlüsse im 19./20. Jahrhundert. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 27 (1998) H. 8, S. 41–52, hier S. 52.

„Soweit ich die Geschichte der Akademien der Wissenschaften überblicke, kann ich feststellen: Es gab Akademien, die aus unterschiedlichen Gründen, oft politisch-geographischer Art, ihre Tätigkeit einstellten. Es gab die gesetzlichen Auflösungen der Akademien in Paris während der Französischen Revolution und der Westberliner Akademie. Es gab aber meines Wissens keinen Fall, dass eine Gelehrtensozietät wie die der Akademie der Wissenschaften der DDR ohne Beachtung verbindlicher Vereinbarungen im Einigungsvertrag von 1990 auf dem Verwaltungswege aufgelöst wurde...“³³.

Der polymorphe, geradezu proteusartige Charakter des Phänomens „Akademie“ in der historischen Wirklichkeit, der sich jeder strengen begrifflichen Festlegung entzieht, ist ein verblüffendes Faktum, das der Akademiegeschichte als Forschungsgebiet besonderen Reiz verleiht. Wenn wir uns nun aus plausiblen Gründen entschieden haben, eine bestimmte Einrichtung als eine Akademie zu betrachten und als solche näher zu untersuchen – mit welchen methodologischen Vorgaben soll das geschehen? Ich entsinne mich eines lange zurückliegenden Gespräches am Rande einer Veranstaltung in der Humboldt-Universität, an dem zwei oder drei Vertreter der allgemeinen Geschichte, Conrad Grau und ich teilnahmen. Es ging darum, inwieweit die Wissenschaft als Untersuchungsgegenstand überhaupt in die Kompetenz der Geschichtswissenschaft gehört. Dabei stellte sich heraus, dass die Allgemeinhistoriker Conrad Grau als einen der ihren ansahen, mich hingegen nicht, mit der Begründung, was er treibe, sei *keine* Wissenschaftsgeschichte, sondern Akademiegeschichte. Diese dichotomische Entgegensetzung klingt mir noch im Ohr, und sie bezeichnet auf zugespitzte Art in der Tat das epistemologische und methodologische Grundproblem aller Wissenschaftsgeschichte.

Auch Grau war von diesem Problem umgetrieben, das im Fall der Akademiegeschichte mit besonderer Schärfe auftritt. Es ist wirklich unbefriedigend, Institutionen nur als äußere Formen des Wissenschaftsbetriebes zu behandeln, die mit den Erkenntnisprozessen, welche in ihnen ablaufen und von ihnen organisiert werden, essentiell nichts zu tun haben. Er selbst hat – bezogen auf die Akademie nach 1945, aber durchaus allgemeingültig – die Forderung formuliert, „die politische Geschichte der Akademie und die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Arbeiten – beides auch in der wechselseitigen Durchdringung – eingehend zu untersuchen“³⁴. Dieses Desiderat klingt selbstverständlich, aber es ist das Einfache, das schwer zu machen ist. Hat jemand die Geschichte eines physikalischen Instituts zu schreiben, so ist es unumgäng-

33 Conrad Grau: Akademie – Stadt – Wissenschaft. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 32 (1999) H. 5, S. 43–53, hier S. 52–53.

34 Grau, Gelehrtenengesellschaft (wie Anm. 11), S. 15.

lich und auch machbar, dass er ein gewisses Maß an physikalischem Sachverstand mitbringt. Wie aber soll man im Fall einer Akademie verfahren, deren Wesen geradezu in der Multidisziplinarität besteht? Der Umstand, dass die an akademischen Diskursen teilnehmenden Spezialisten gehalten sind, ihr Spezialistentum ein Stück weit zurückzunehmen, weil anders eine Diskussion mit Vertretern anderer Gebiete gar nicht möglich wäre, entschärft das Problem ein wenig, schafft es aber nicht aus der Welt. Man könnte natürlich jeweils Fachleute über die Rolle schreiben lassen, die ihre Disziplinen in der Entwicklung der Akademie gespielt haben – dann wäre die fachliche Korrektheit garantiert, aber man hätte ein Bündel voneinander getrennter disziplinärer Geschichten und keine integrierte Akademiegeschichte. Die drei Bände aus den 1970er Jahren hatten sehr davon profitiert, dass zahlreiche historisch interessierte Mitglieder und Mitarbeiter der Akademie aus den unterschiedlichsten Disziplinen zur kritischen Mitwirkung gewonnen werden konnten. Im Lauf der Jahre hat sich Grau wohl davon überzeugt, dass die Magistrale der Integration von Institutional- und Erkenntnisgeschichte darin bestehen müsste, Institutionen als stabile Formen von Kommunikation zu dechiffrieren und über die strukturelle und personelle Charakteristik der Kommunikationsnetze die Diskurse inhaltlich aufzuschließen. Aber er war sich auch bewusst, dass der Übergang vom Prinzip zur konkreten Ausführung großer, anspruchsvoller Forschungsprogramme bedarf, die nicht zum Nulltarif zu haben sind.

Die feste Burg, von der aus Conrad Grau immer wieder zu Erkundungen in das weitere Reich der Wissenschaft aufbrach, war die Geschichte der Berliner Akademie. Hier kannte er, wenigstens für die zweieinhalb Jahrhunderte bis zum Ende des zweiten Weltkrieges, jedes Detail und war nahezu unbegrenzt auskunftsfähig. Für die Berliner Akademiegeschichte ließ er sich von drei Prinzipien leiten, die man folgendermaßen formulieren könnte:

1. Akademiegeschichten müssen im lokalen, regionalen und universalen Kontext studiert werden. Dabei galt seine besondere Aufmerksamkeit der Integration der Akademieentwicklung in die soziokulturelle und politische Geschichte Berlins und Preußens. Als wir zur 750-Jahr-Feier Berlins den Versuch unternahmen, einen Überblick über Genese und Evolution des urbanen Wissenschaftssystems dieser Stadt zu schreiben, verfasste Grau das Schlüsselkapitel, das der Vorgeschichte der Sozietätsgründung, dem eigentlichen Gründungsgeschehen und dem ganzen 18. Jahrhundert gewidmet war³⁵.

35 Conrad Grau: Anfänge der neuzeitlichen Berliner Wissenschaft 1650–1790. In: Wissenschaft in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Hubert Laitko. Berlin 1987, S. 16–95.

2. Akademiegeschichten müssen unter dem Gesichtspunkt der inneren Spannungen geschrieben werden, die die Evolution der Akademien bestimmen. Das Spannungsverhältnis, das er als das zentrale ansah und dem er besondere Aufmerksamkeit entgegenbrachte, ist das Verhältnis von Gelehrten-gesellschaft und Forschungsorganisation. Wiederholt ging er auf jene Etappen ein, in denen dieses Verhältnis zugespitzt in Erscheinung trat – die Gründung der Berliner Universität, die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Denkschrift von 1930.
3. Nicht alle Phasen der Akademiegeschichte verdienen gleichermaßen forschendes Interesse; von zentraler Bedeutung sind die großen Übergänge, an denen Entwicklungspfade beschritten oder verlassen werden. Zwei dieser Übergänge haben immer wieder seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen – die Gründung der Kurfürstlich Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften und, in neuerer Zeit, die Vor- und Frühgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften (DAW). Noch in seinem Abschiedsvortrag vom 14. 4. 2000, in dem er sich frontaler als früher gegen den Leibniz-Geniekult wandte und mit Harnacks Geschichtsbild auseinander setzte, kam er auf die Zeit um 1700 zurück³⁶.

Diese Prinzipien galten ihm natürlich nicht nur für die Untersuchung der Berliner Akademie, sondern für das Programm der vergleichenden Akademiegeschichte überhaupt. Doch er blieb dabei nicht stehen – die Richtung, in der sich seine Forschungen über das vergleichende Moment hinaus bewegten, würde ich ad hoc als Fortschreiten von der vergleichenden zur strukturellen Wissenschaftsgeschichte bezeichnen. Dabei ging er in zwei komplementären Richtungen voran. Die erste war die Untersuchung interakademischer Wechselbeziehungen (insbesondere ihrer institutionalisierten Formen wie des Kartells der deutschsprachigen Akademien und der Internationalen Assoziation der Akademien), die zweite die Erforschung der Wechselbeziehungen zwischen Akademien und anderen Typen von Wissenschaftseinrichtungen (z.B. zwischen Preußischen Akademie der Wissenschaften und der Friedrich-Wilhelms-Universität oder der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft).

Das alles lief auf die historische Analyse von Wissenschaftslandschaften als strukturierter Gesamtheiten unterschiedlicher Arten und Typen wissenschaftlicher Einrichtungen hinaus. Dies ist bereits eine Forschungsthematik für die weitere Perspektive.

36 Conrad Grau: Leibniz und die Folgen – Zur Wirkungsgeschichte des Leibnizschen Akademiekonzepts. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 38 (2000) H. 3, S. 5–45.

Wenn wir so bei der offenen Zukunft angelangt sind, dann ist es, als wäre Conrad Grau selbst noch unter uns und präsentierte uns seine Entwürfe. Zum Glück gibt es in der Wissenschaft keine absolut und ein für allemal abgeschlossenen Lebenswerke, denen kein Jota mehr hinzuzufügen wäre; die Bedeutung eines Opus misst sich allemal auch daran, wie viel Weiterarbeit es erlaubt, nahe legt oder erzwingt.

Anhang:**Überlegungen zur Erforschung und Darstellung der Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1990)³⁷**

In einem Jahrzehnt, im Juli 2000, wird die Akademie in Berlin den 300. Jahrestag ihrer Gründung begehen. Unter wechselnden Namen – Kurfürstlich-Brandenburgische bzw. Königlich Preußische Sozietät der Wissenschaften, Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres, Königlich-Preußische bzw. Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Akademie der Wissenschaften der DDR – hat sie eine unterschiedlich ausgeprägte Rolle in der nationalen und internationalen Geschichte der Wissenschaften gespielt. Generell kann festgestellt werden, dass die Leistungen der Mitglieder, der Mitarbeiter und der Einrichtungen der Akademie während der fast drei Jahrhunderte ihrer Existenz unverzichtbarer Bestandteil dieser Weltgeschichte der Wissenschaften sind und der weiteren Untersuchung bedürfen.

Die Erforschung der Geschichte der Akademie hat ihre eigene, bis ins 18. Jh. zurückreichende und bisher leider noch nicht geschriebene Geschichte, deren Ergebnisse in zahlreichen, hier nicht zu verzeichnenden Arbeiten zur Forschungsorganisation, zur Wissenschaftlerbiographik und zur Entwicklung von Wissenschaftsdisziplinen ihren Niederschlag gefunden haben. In Vorbereitung auf den 200. Jahrestag ihrer Gründung hat die Akademie ihr Mitglied Adolf Harnack mit einer historischen Gesamtdarstellung beauftragt, die in drei Bänden (Darstellung, Quellenband, Bibliographie) 1900 erschienen ist. Diese Darstellung, in der die Quellen umfassend ausgewertet und alle Aussagen belegt werden, wurde unter dem Begriff „Harnack“ zu einem Standardwerk, das unverzichtbar ist. Alle seither erschienenen Untersuchungen über die ersten beiden Jahrhunderte der Akademie sind diesem Werk von Harnack auch dann verpflichtet, wenn sich die Verfasser dem zeitbedingten konzeptionellen Vorgehen dieses Autors nicht angeschlossen haben. Eine Geschich-

37 Ein Durchschlag dieses Dokuments befindet sich in meinen persönlichen Unterlagen – H. L.

te der Akademie vom Ende des 19. Jh. bis 1945 wurde in drei Bänden, gestützt auf die Bestände des Akademie-Archivs und mit einem ausführlichen Anmerkungsapparat, 1975/79 im Auftrage der Akademie unter der Leitung von Akademiemitglied Leo Stern von Conrad Grau, Wolfgang Schlicker und Liane Zeil vorgelegt. Einen Überblick von der Gründung der Sozietät bis in die siebziger Jahre des 20. Jh. publizierte 1975 in Weiterführung früherer Arbeiten der Mitarbeiter der Akademie Werner Hartkopf, der allerdings auf Quellenbelege verzichtete. Vorwiegend unter dem Gesichtspunkt der Wissenschaftspolitik wurde 1977 die Entwicklung der Akademie von 1945 bis 1971 durch den BRD-Forscher Rudolf Landrock dargestellt, der sich auf gedruckte Quellen stützen musste, da ihm das Akademie-Archiv nicht zugänglich war.

Dank der Detailarbeiten, Gesamtdarstellungen und Übersichten kann die Geschichte der Berliner Akademie als relativ gut erschlossen gelten, wobei durchweg alle diese Publikationen den zeit- und ortsbedingten, bis in die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts vorherrschenden Auffassungen in unterschiedlichem Maße verpflichtet sind. Daraus und aus den methodologischen Fortschritten der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung ergibt sich die Aufgabe, eine dem neuesten Erkenntnisstand entsprechende, weitere Quellen erschließende und die Literatur neu befragende Darstellung der Geschichte der Akademie in kritisch-differenzierender Sicht auf ihre ältere und jüngere Vergangenheit vorzulegen. Der bevorstehende 300. Jahrestag der Gründung sollte daher, wie seit längerem beabsichtigt, genutzt werden, um ein solches Werk zu erarbeiten, zumal dafür an der Akademie selbst personell günstige Voraussetzungen bestehen. Dabei sollte an der Absicht festgehalten werden, nacheinander drei Bände zu verfassen; deren Inhalt bilden unter Berücksichtigung der nationalen und internationalen Wissenschaftsgeschichte die Geschichte der Akademie erstens in der Zeit der deutschen Mehrstaatlichkeit bis 1871, zweitens in der Zeit des Deutschen Reiches von 1871 bis 1945 sowie drittens in der Zeit der Herausbildung, des Bestehens und der Überwindung der deutschen Zweistaatlichkeit seit 1945/46.

Bereits 1967 wurde bei der Akademie eine Kommission für Akademiegeschichte und eine ihr angeschlossene Arbeitsstelle geschaffen. Die Akademiereform ausgangs der sechziger Jahre führte zur Auflösung beider Einrichtungen, an deren Stelle 1968 die dem Präsidenten zugeordnete Forschungsstelle für Akademiegeschichte trat. Diese wurde 1982 in das Zentralinstitut für Geschichte der Akademie eingegliedert. Sie besteht gegenwärtig unter Einbeziehung der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle als Wis-

senschaftsbereich Akademiegeschichte an diesem Institut. In diesem Bereich sind sieben wissenschaftliche Mitarbeiter auf dem Gebiet der Akademiegeschichte und vier wissenschaftliche Mitarbeiter auf dem Gebiet der Humboldt-Forschung tätig. Die Einbindung beider Arbeitsgebiete in das Forschungsprofil des Zentralinstituts für Geschichte hat sich vor allem aus methodologischen Gründen in hohem Maße bewährt. Dennoch gibt es durchaus ernst zu nehmende Überlegungen über die zukünftige Zuordnung der Akademiegeschichte im Hinblick auf den Forschungsgegenstand, nämlich die Geschichte einer interdisziplinären wissenschaftlichen Institution.

Als geschichtswissenschaftliche Disziplin ist die Akademiegeschichte in ihrer Einheit von Geschichte der Forschungsorganisation, Entwicklung der Wissenschaften und Wissenschaftlerbiographik zugleich interdisziplinär bestimmt und stets auf die Akademie als Gesamteinstitution in ihren unterschiedlichen Entwicklungsetappen orientiert. Unter diesem Gesichtspunkt entsprach die ursprüngliche Organisation der Akademiegeschichtsforschung in der Form einer zentralen Kommission der Akademie und einer Arbeitsstelle den Anforderungen besser als die gegenwärtige, auf deren nachweisbare Vorzüge, die insbesondere in der engen Anbindung an die geschichtswissenschaftliche Forschung bestehen, nicht verzichtet werden sollte. In Abwägung aller Umstände wäre jedoch vor allem wegen des gesamtakademischen Bezugs der akademiegeschichtlichen Forschung und ihrer Interdisziplinarität deren zentrale Zuordnung innerhalb der Akademie erneut erstrebenswert. Das in dem Wissen und den Erfahrungen von Akademiemitgliedern und Akademiemitarbeitern konzentrierte Potential, dessen Nutzung neben dem der wissenschaftlichen Mitarbeiter des jetzigen Wissenschaftsbereichs im Zentralinstitut für Geschichte und möglicherweise weiterer Wissenschaftshistoriker für die Erarbeitung der Akademiegeschichte unverzichtbar ist, könnte in diesem Falle effektiver eingesetzt werden.

Ich schlage daher der Leitung der Akademie in Anlehnung an die frühere Organisation die Bildung einer interdisziplinär zusammengesetzten Kommission für Akademiegeschichte vor, wofür der Entwurf des Statuts (IV,3: „Die Gemeinschaft der Akademie-Mitglieder ist Träger wissenschaftlicher Unternehmungen...“) die Grundlage bietet. Einer solchen Kommission würden Mitglieder der Akademie und gegebenenfalls einige weitere ausgewiesene Fachwissenschaftler angehören (Vorschläge siehe Anlage). Die Mitgliederzahl der Kommission sollte im Interesse der Arbeitsfähigkeit nach Möglichkeit zehn bis zwölf nicht übersteigen. Die Forschungsarbeiten sollten von wissenschaftlichen Mitarbeitern durchgeführt werden, die auf dem Gebiet der

Akademie- und Wissenschaftsgeschichte an der Akademie – insbesondere im Bereich Wissenschaftsgeschichte des Instituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft – bereits tätig sind und die die Arbeitsstelle der Kommission bilden. Der Leiter der Arbeitsstelle soll Mitglied der Kommission sein und zugleich als deren Sekretär fungieren.

Unabhängig von der zukünftigen Gestaltung der wissenschaftlichen Forschung im Rahmen der Gemeinschaft der Akademie-Mitglieder sowie der Forschungsgemeinschaft der Institute und Einrichtungen der Akademie erfordert die Vorbereitung des 300. Jahrestages der Gründung der Akademie die Durchführung langfristiger und gründlicher Forschungen zur Akademiegeschichte während des kommenden Jahrzehnts. Durch die vorgeschlagene Bildung der Kommission einschließlich einer Arbeitsstelle, die diese Forschungen durchführen und koordinieren und die der Leitung der Akademie direkt zugeordnet werden, entstehen zugleich günstige Voraussetzungen für die Lösung weiterer inhaltlicher und organisatorischer Probleme, die im Vorfeld des Akademie-Jubiläums zu beachten sein werden.

Falls es zu der unbedingt wünschenswerten Bildung der Kommission für Akademiegeschichte kommt, wäre zugleich eine entsprechende getrennte Regelung für die A.-v.-Humboldt-Forschung anzustreben.

Berlin, den 26. März 1990

Prof. Dr. Conrad Grau

Leiter des Wissenschaftsbereiches

Akademiegeschichte im Zentralinstitut für Geschichte

Anlage

Vorschläge für mögliche Mitglieder der Kommission für Akademiegeschichte:

- OM W. Bahner (Sprachwissenschaft)
- OM M. Buhr (Philosophie)
- OM J. Herrmann (Alte Geschichte und Archäologie)
- OM H. Hörz (Wissenschaftsgeschichte)
- OM H. Kautzleben (Geowissenschaften)
- OM H. Klenner (Rechtsphilosophie und ihre Geschichte)
- OM H. Koch (Mathematik)
- OM G. Kröber (Wissenschaftsgeschichte)
- OM K. Lohs (Chemie)
- OM W. Mundt (Geowissenschaften)

OM S. Nowak (Chemie)

OM S. Tanneberger (Medizin)

OM H.-J. Treder (Physik)

Prof. Dr. C. Grau (Leiter des WB Akademiegeschichte im Zentralinstitut für
Geschichte)

Prof. Dr. H. Laitko (Leiter des Bereichs Wissenschaftsgeschichte im Institut
für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft)

Prof. Dr. K.-H. Schmidt (Direktor des Zentralinstituts für Astrophysik)